

## Jesus in den Religionen - für das Judentum

Günter B. Ginzel

Was wäre der Mensch ohne Ehrenamt, ohne Posten, Positionen und ohne einen Titel. Einfach nur ein Mensch, der denkt. Stünden wir nicht nackt und bloß - geradezu bedeutungslos? Das ist schon ein Problem. Jesus kannte das auch. Zumindest nach ihm hat man sehr schnell gesagt: er war ein Rabbi. Können Sie sich vorstellen, dass er das voraussichtlich - erst recht im heutigen Sinne - gar nicht war? Jesus, einfach „nur“ ein Mann, der nachgedacht hat. Die gab es damals wie heute. Da war einer, der kein Gelehrter im eigentlichen Sinne war, nicht promoviert, nicht ordiniert - einfach ein Zimmermann, ein Handwerker, ein Pharisäer, und er hat gelernt und er hat nachgedacht. Er hat mit anderen diskutiert und gestritten und so seine Position gefunden. Ein wunderbarer jüdischer Weg. Denn da waren andere, die manches etwas anders sahen. Und so haben sie sich gestritten, auch polemisiert. Dieser Jesus von Nazareth war ja nicht immer nur milde. Die Mildheit hat er den Engeln überlassen. Er war sehr irdisch. Es ist natürlich von großer Bedeutung, aber auch ein ebenso großes Problem: Ich glaube nicht, dass viele das wirklich aushalten können: Jesus, einer von uns, einer wie Sie und ich, einer, der Stellung bezieht, der Einfluss gewinnt, wie groß der war, das weiß man nicht so genau. Dessen Gedanken Wirkungsgeschichte hatten. Doch seine Gedanken waren zum Teil so einfach, so „normal“ und unrevolutionär, dass die, die danach kamen, in seinem Namen flugs begannen, alles zu ändern! So wurde dann der Christus gegen den Jesus gestellt. Man relativierte diesen Jesus, diesen Mann, diesen Zimmermann, in seinem irdischen Nachdenken, mit seinen Überlegungen, wie das denn möglich wäre: mit dem Frieden auf Erden; was das konkret bedeutet, Jude zu sein, in der Tradition des Bundes zu leben. Was das denn konkret bedeutet, thorafromm zu sein? Fragen, die Zentrum unseres Judentums berühren: Was bedeutet es für uns heute, dass der liebe Gott am Sinai zu unseren Vorfahren gesprochen hat? Diese haben gesagt: „Ja, wir tun es, wir haben es gehört,“ von nun an sind die Worte des Bundes für uns verpflichtend. Moses, der Allmächtige selbst, hat ja nicht allein zu den Eliten, etwa den Priestern, gesprochen, nur zu den Ältesten. Er sprach nicht allein zu Königen, zu Abgesandten, zu Stellvertretern gesprochen. Nein, das Wort ging an das gesamte Haus Israel, an jeden Einzelnen. Dementsprechend ist jeder Einzelner – Mann, Frau, Kind, Greis – Partner dieses Bundes. Das ist die Legitimation, aus der heraus Jesus handelt. Denn der Garant des Bundes ist jeder einzelne lebende Jude. Er kann seine Verantwortung nicht auf eine Gelehrten- oder eine Priesterschicht delegieren. Er kann Gelehrte, Klügere als er selbst, „benutzen“ und sie bitten, mit ihm zu lernen, sein Denken und Tun zu vertiefen. Aber es enthebt ihn nicht der Pflicht, selbst nachzudenken. Das tut dieser Jesus, und es ist aus jüdischer Sicht nichts Neues, was er predigt, absolut nicht, sondern er liest und sagt, dieses und jenes finde ich wichtig, damit ich gut jüdisch leben kann - und es gab nicht Wenige, die das auch wichtig fanden, dass der Frieden unter den Menschen die Quintessenz des Sinaibundes sein könnte. Es gab Dinge, über die Jesus nicht nachgedacht hat, die waren ihm nicht wichtig, oder vielleicht fand er das ganz gut, wie das geregelt war. Zum Umweltschutz, zum Tierschutz, hören wir nichts. Ein anderes großes Thema: die Sklaverei. Hierzu hören wir nichts, wie zu vielen anderen Dingen auch. Zur Fremdenfeindlichkeit – die hat es mit Sicherheit damals auch schon gegeben - finden wir nur im Ansatz etwas und man muss lange darüber nachdenken, herleiten, umleiten, interpretieren, dann bekommt man natürlich auch da eine Position. Aber in den anderen Dingen hat er Stellung bezogen und immer ging es um Menschen und darum, wie Menschen sich verhalten müssen. Es hat, so glaube ich, einen tiefen Grund, warum in den folgenden Jahrhunderten die Bergpredigt keine bedeutende Stellung eingenommen hat. Die Bergpredigt, vielleicht eine der jüdischsten seiner Äußerungen, ob die jetzt kompiliert worden war und wann und wie und wer sie dann zusammengestellt hat, ist letztendlich nicht gravierend. Wir nehmen sie einfach so, wie sie da steht. Die Bergpredigt – eine Sammlung von Merksätzen, eine Friedensethik – die dann später konsequent in das Reich des Utopischen, des nicht so Ernst-zu-nehmenden verdrängt wurde. Das heißt: Jesus ist es ergangen, wie vielen anderen auch: Es ist so leicht, an ihn zu glauben und das "Folge mir nach" – im Sinne von "Glaube an mich" zu verstehen, glaube daran, dass ich stark bin, glaube daran, dass der Glaube an mich was bewirkt. Zurücktritt seine Forderung; tue, was ich gesagt habe. In einer monarchistisch werdenden Kirche, die so wenig mit dem Zimmermann zu tun hatte, war das ein Problem. Das haben wir im Grunde genommen gemeinsam. Dieser Jesus - wenn die Juden die Evangelien heute lesen - reiben sich die Augen. Meistens haben sie das nicht erwartet. Über tausend Jahren haben wir in seinem Namen Dinge gehört, die schrecklich waren. Viele Juden haben noch heute eine enorme Scheu vor dem Neuen Testament, vor Jesus, vor der Kirche. Unsere Kölner Synagogen-Gemeinde hat gerade jetzt zu Rosh HaShanah mit unserem jugendlichen Rabbiner aus dem ultraorthodoxen Mea Sheharim in Jerusalem erklärt, dass das nicht gehe: Juden, so wie ich, buchstäblich unterm Kreuz stehend. Das sei ganz schlecht. Eine Haltung, die ich nicht akzeptiere.

Schließlich sind wir Juden in Köln integriert und wir erwarten, dass sie sich vor uns stellen, wenn wir von Antisemiten angegriffen werden, aber zusammen beten, das soll dann nicht sein. Das ist für mich, einmal weg jetzt vom Kölner Beispiel, eine Pseudotoleranz, die unter Juden und Muslimen durchaus verbreitet ist: Wir, Nichtchristen, respektieren sie, das reicht. Sie sind Christen und das Kreuz ist ihnen wichtig, also üben wir Toleranz.

Aber zusammen beten, dass dann nicht. Wir brauchen nicht nur Toleranz, „Duldung“, sondern die Bereitschaft, sich zu engagieren!

Jesus war nicht tolerant. Der war, wenn es sein musste, knochenhart mit seiner Liebe. Er praktizierte etwas, was mir das Wichtigste im Judentum ist: Fragen stellen, sich einmischen, einen Weg vorschlagen. Ob man ihm folgt, ist nicht unbedingt das Wesentliche, sondern dass man sich damit auseinandersetzt, dass man sagt: Das denke ich mir auch, vielleicht mal versuchen, dass man offen ist. Der Versuch ist schon das Wesentliche, gar nicht so sehr, ob man das, was man für richtig und gut erachtet, wirklich erreicht.

In diesem Kontext gehe ich noch einmal zurück: Nicht Jesus, wohl aber das Kreuz wurde für uns zum Schreckenszeichen, wurde für Juden zum Symbol für Verfolgung, für Diskriminierung. Es ist etwas, womit in der Tat durchschnittliche Juden bis heute Probleme haben. Wenn sie dann Jesus lesen, sind sie überrascht. Wie kommt das zusammen? Hier die Tradition der antijüdischen Predigt im Namen Jesu und über Jahrhunderte hinweg - und jetzt das. Was wir hier lesen, das kennen wir Juden doch! Wir haben nach aller Erfahrung etwas Schreckliches, etwas Antijüdisches, erwartet. Was also wollten die Theologen und Kirchenmänner? Wozu diese Aufregung?

Wenn ich als Jude mit Christen rede, dann entdecken wir gemeinsam etwas Neues: Das, wogegen sich das Christentum in der Vergangenheit gewehrt hat, ist nichts anderes als der Jude Jesus. Das Unerträgliche, dass alles, was letztendlich zentral ist - für Christen - eben jüdisch ist. Die Menschen, von denen das NT handelt, die Lehre, die das besagt. Es ist der Gott Israels, der unser aller Vater ist, unser aller Mutter. Dieser christliche Selbsthass richtete sich gegen die lebenden Juden.

Nach eineinhalb Jahrtausenden ist man dabei, das zu überwinden: eine wichtige Tat. Diese Entwicklung müssen wir als Juden zur Kenntnis nehmen. Das ist weit mehr als Toleranz, die durchaus auch mit Desinteresse einhergehen kann, die einfach Entwicklungen und Fortschritte ignoriert. Und auch für uns Juden ist eine Veränderung angesagt, zum Beispiel, dass wir in eine Kirche gehen, in einer katholischen Akademie unter dem Kreuz miteinander lernen können. Dieses Recht sollten wir uns von Niemanden bestreiten lassen. Mag sein, dass manche nicht miteinander beten wollen und können. Aber das ist deren Problem. Wir sollten uns diese rückwärts gerichteten, eher fundamentalistischen Positionen nicht zu eigen machen.

Dabei akzeptiere ich durchaus, dass wir ein gemeinsames Gebet nicht unbedingt Gottesdienst nennen sollten, das habe ich nie getan, weil damit ganz bestimmte Formen, Rituale, Konzepte, verbunden sind, und wir sollten nicht unehrlich sein. Aber wir können miteinander meditieren, miteinander beten z.B. für den Frieden in aller Welt hier bei uns und sonst wo, das denke ich mir, ist schon bitternötig. Nehmen Sie sich ein Beispiel an dem Juden Jesus. Der hat auch nicht gefragt: Sag mal, Herr Oberrabbiner, oder besser, Herr Hoher Priester, darf ich das? Er hat es getan. Diese Zivilcourage sollte man als Jude, der in der Tradition lebt, sicherlich auch haben.

Da liegt im Jüdischen auch der große Unterschied zum Islam. Wir haben einen ausgeprägten Individualismus, eine lange Tradition, des Mitredens. Ein Individuum ohne Amt, ohne Absegnung von Institutionen, das aus Lust und Verantwortungsgefühl handelt. Wir jüdischen Gesprächspartner können meist keine andere Autorität einbringen als die - hoffentlich vorhandene Kraft - unserer Gedanken. Das Judentum hat hier ein intern zwar stets heftig umstrittenes, in der Praxis aber funktionierendes Maß an Freiheit geschaffen. Der Einzelne ist beweglicher, offener, unabhängiger als jeder Verband. Er muss nicht ständig Rücksicht nehmen auf Interessens- und Machtgruppen. Dies ist keine billige Polemik gegen Verbände, die muss es auch geben, wohl aber eine Zurückweisung eines Alleinvertretungsanspruchs, ihres Hangs, die Mitglieder zu bevormunden und zu entmündigen. Ich weigere mich, ein Schaf in einer Herde zu sein. Ich will mitdenken und entscheiden, ob mir der Hirte gefällt, wann und worin ich wem folge. Die basisdemokratische Struktur des modernen Judentums bietet hier ein wunderbares Fundament. Es fehlt die Hierarchie - und dennoch herrscht kein Chaos.

Unser Problem im Dialogischen ist die Konzentration auf Verbände und Organisationen. Nicht erreichen können wird die Nicht-Verbandsvorsitzenden und -Verbandssprecher. Die Leute in den Moscheen bekommen wir nicht als Gesprächspartner - von Ausnahmen abgesehen. Dies ist im Lichte der Entwicklung ein zunehmendes, wachsendes Problem, weil ein Teil, nicht zuletzt der studentischen Jugendlichen im muslimischen Bereich auch in der Bundesrepublik Deutschland, sich seit Jahren radikalisiert. Das ist nicht die Frage von Glauben und Glaubensfreiheit, sondern es ist die Frage von Konzepten, die nicht mehr demokratisch sind, für die der Islam herhalten muss. An der Basis haben wir es noch mit Menschen zu tun, die weder Dialog gewohnt sind, noch ein Gespräch der Kulturen, der Religionen, kennen. Wir erwarten von ihnen häufig, dass sie zu einem Dialog bereit sind. Gut, wenn Sie es mit dem iranischen Exil zu tun haben, mit einem hoch sensiblen, hoch motivierten fortschrittlichen Islam, wie er sich im Exil, hier in Deutschland, niederschlägt, der eben nicht identisch ist mit dem Islam der Ajatollahs, haben Sie natürlich Gesprächspartner, v.a. auf der universitären Ebene. Aber aufs Grosse und Ganze gesehen, muss es unser Bestreben sein, auch mit den anderen ins Gespräch zu kommen. Wir könnten gar nicht gesprächsoffen genug sein. Wir müssen Gesprächsdruck erzeugen. Wir müssen aber auch Grenzen aufzeigen, die in einem demokratischen Rechtsstaat zu beachten sind. Ich habe bei einer anderen Veranstaltung erfahren, dass die Frage der Einbürgerung ernst genommen wird. Dem Vorsitzenden einer Moschee von "Milli

Görrüs", der zwar alle Voraussetzungen erfüllt, deutscher Staatsbürger zu werden, wurde dies dennoch verweigert, weil er einem Verein vorsteht, der undemokratisch, in Teilen antidemokratisch ist. Dialog setzt ja nicht die Aufgabe von Grundwerten voraus. Zu den Grundwerten, die wir hier haben, das hat durchaus etwas mit unserem Thema zu tun, gehört die Konzeption einer parlamentarischen Demokratie mit einer säkularen Verfassung. Wer das nicht will, hat ein Problem. Die Frage erscheint mir legitim - wie in so vielen religiösen und politischen Bereichen - ist es sinnvoll, dass die Demokratie ihre Tore auch für die Feinde der Demokratie öffnet? Aus der jüdischen Geschichte und Tradition heraus sage ich Ihnen, es muss Grenzen geben und wenn die unterschritten werden, wird es gefährlich. Das aber setzt voraus, dass wir selbst wissen, was wir wollen und was uns wichtig ist. Es erscheint mir wesentlich, dass wir uns nicht in die Beliebigkeit verabschieden. Ich habe nie ein Hehl daraus gemacht: Der Dialog der Religionen funktioniert nur, wenn wir ehrlich miteinander sind, d.h. wir müssen auch über das Trennende sprechen. Wir sind nicht alle eins, aber wir haben vieles gemeinsam und wir sind nicht alle gut und schön und heilig. Diese häufig anzutreffenden Verklärungen helfen uns überhaupt nicht. Als seien die einen stets gut und die anderen stets schlecht, die europäischen Christen kreuzfahrende Eroberer und der Islam eine Gemeinschaft von Friedliebenden, die niemals missionarischen Eifer mit expansiver Politik verband.

Bei dieser Gelegenheit, ein anderer Aspekt: So wie es in der Schule wünschenswert ist, das Judentum nicht nur im Kontext von Leid und Verfolgung darzustellen, sondern auch als eine positive, zukunftsorientierte, lebensorientierte Kraft - so ist in Bezug auf den Islam die Erinnerung daran zu pflegen, welche eine Hochkultur der Islam einmal war, welche Toleranz der Islam auszuüben in der Lage war, um (leider) zu erkennen, dass es diesen Islam heute nicht gibt. Die Schwäche des heutigen Islams ist ein Nährboden für Fundamentalismus, Nationalismus und Extremismus. Dass man gegen Unrecht, Korruption, Bereicherung rebelliert, ist klar. Doch das Problem ist, dass, wie anderswo auch, die Problemlösung darin liegt, Feindbild zu entwickeln, auf die man seine Frustrationen richten kann. Es ist viel leichter, gegen etwas zu sein, als zu begreifen, was man wie verändern will. Wie schaffe ich denn die gute gerechte, sozial gerechte, freiheitliche Gesellschaft. Da ist es viel leichter, gegen den Westen, gegen die Amerikaner, gegen den Liberalismus zu sein - nur, wofür steht man denn selbst? Islam und ein Teil des orthodoxen Judentums ins Israel haben viel gemeinsam: Ihnen sind die Ideale abhanden gekommen. Sie können ihren Anhang nur mobilisieren, indem sie ihn emotionalisieren, weil sie das Selbstwertgefühl nicht durch das Schaffen, was sie positiv leisten, sondern was sie bekämpfen. Es ist kein Wunder, dass hier Männer dominierte Machtzentren entstehen, denen es schon zu einem Teil genügt, die Frauen hinter und unter Kopftücher zu stecken.

Die große Chance für Muslime in Deutschland ist gerade die Tatsache, dass sie in einer Minderheitensituation leben - die dazu langfristig zwingt - über sich und das Verhältnis zu den Anderen nachzudenken. Ich kann und will nicht verschweigen, dass auf deutschem Boden in türkischer Sprache Antisemitismus betrieben wird, dass es immer wieder zur Zusammenarbeit mit Neonazis kommt, dass besonders im Internet „Islam-Seiten“ einen Judentumshass verbreiten, den es seit den Zeiten des Stürmers nicht mehr gegeben hat. Hier, so hoffe ich, wird es innermuslimisch zu mehr Auseinandersetzung kommen, so wie das bei Christen und Juden ja auch ist.

Sie nehmen sich als gläubige, emanzipierte Christen das Recht, Stellung zu beziehen, wenn es sein muss, zu protestieren, unabhängig davon, was ihre jeweilige Kirchenleitung sagt. Viele engagierte Christen haben nicht geschwiegen, als Teile der Bischofskonferenzen in Lateinamerika die faschistischen Unrechtsregime unterstützt haben. Im Kampf um die Menschenrechte stand die katholische Kirche oft auf der falschen Seite. Im Jüdischen ist dies gar kein Problem, offen Kritik zu üben. Ich habe, wenn Sie meinen Film am Sonntag gesehen haben - „Stoppt das Morden - Momentaufnahmen aus Israel und Palästina“ - überhaupt kein Problem in Bezug auf bestimmte nationalistische religiöse Gruppen davon zu sprechen, dass es für mich so etwas wie israelische Neonazis gibt. Natürlich gibt es jüdische Religionsfaschisten. Das muss man offen sagen, das sagt man offen. In Israel viel stärker und härter als hier. Ich möchte, dass von Muslimen, die mit uns sprechen wollen, die hier leben wollen, viel stärker eine interne kritische Auseinandersetzung erfolgt. Es geht keineswegs darum, sie verantwortlich zu machen für etwas, was sie nicht getan haben, was weit entfernt passiert. Solche Kollektivverantwortungen, solche Schuldzuschreibungen, wären eine Katastrophe. Wir sagen ja auch nicht: weil ich Jude bin, bin ich verantwortlich, was andere im Namen des Judentums tun. Trotzdem ärgert es mich, dass bestimmte Typen meine Religion in Anspruch nehmen für Ziele, die ich nicht akzeptiere. Und dagegen wehre ich mich. Wir müssen unsere muslimischen Schwestern und Brüdern einladen, sich stärker und nach außen erkennbarer, auf diesen Prozess des Nachdenkens und des Lernens und der Zivilcourage einzulassen; sich einzubringen, um intern eben auch zu einer strittigen, streitbaren Auseinandersetzung zu kommen, mit dem, was längst Realität in diesem Land ist, denn hier leben mindestens 100.000 Fundamentalisten. Fundamentalisten jetzt nicht im Sinne von frommen, gläubigen Menschen, Fundamentalisten im Sinne von Menschen, die eher dieses Gesellschaftssystem als das des Teufels ansehen. Ich denke mir, dass es wichtig ist, dies heute zu diskutieren. Deshalb bedauere ich so sehr, dass Herr Elyas nicht gekommen ist, der nämlich eine wichtige These aufgestellt hat. Ich gehöre ja so ein bisschen zu den Altgedienten des Dialogs, und ich habe damals Herrn Bubis bewegen können, als ersten namhaften Juden in Deutschland, auf dieses Gebiet einzuschwenken. Die Gemeinden hatten meistens Angst und die Bedrohung, die auf unsere Gemeinden zielt, kommt ja nicht zuletzt aus dem Umfeld eines muslimischen Extremismus. Die Anschläge in Frankreich und Deutschland, die wir in den letzten zwei, drei Jahren auf die Men-

schen und Synagogen erlebten, kommen überwiegend aus den muslimischen, arabischen, fundamentalistisch-religiösen Bereich, das ist ja auch ein Gemisch. Allein in Frankreich hat es mittlerweile 200 Anschläge auf Synagogen und jüdische Einrichtungen gegeben, viele sind in Brand gesteckt worden. Dagegen nimmt Herr Elyas klar Stellung! Bei einer Tagung in Hamburg, zu der damals auch Ignaz Bubis kam und eine Grundsatzrede gehalten hat, wurde deutlich, dass etwas Neues und Wichtiges entsteht: eine islamische Diaspora, wie das Elyas nannte. Das heißt, Muslime, die genau wissen, wo ihre Vorfahren herkamen, die ihr geistiges und geistliches Zentrum klar fixiert haben, aber dennoch nicht in einer islamischen Gesellschaft leben, sondern in Europa und die sich nunmehr mit europäischen Traditionen und Gesellschaftsformen auseinandersetzen müssen und erkennen und begreifen, dass man hier auch von seiner Umwelt etwas lernen kann. Dass hier etwas entstehen kann, wo Islam und Freiheit, Islam und Demokratie, Islam und westlich orientierter Rechtsstaat keine Gegensätze sind. Wir sind in einer Gesellschaft, in der wir etwas erleben, was uns einerseits bedroht, nämlich eine fast totale Freiheit, die andererseits ein großes Geschenk ist.

Als Jude ahnt man, vor welchen Herausforderungen der Islam im Westen steht. Die jüdische Diaspora muss sich seit den Tagen des Babylonischen

Exils mit der Frage der Abwägung zwischen Integration und Assimilation, zwischen der Anpassung und der Übernahme fremden Elemente und der Bewahrung des Eigenständigen auseinandersetzen. Das erzwingt nicht zuletzt die Beantwortung der Frage, was ist Judentum, warum muss es erhalten bleiben, warum setzen wir den Bund fort. Aber eben auch die Überlegung: Was ist in dieser Mehrheitsgesellschaft so gut, dass ich mich damit identifizieren kann. Eine Minderheit ist hier stärker gefordert als die Mehrheit - und das ist auch eine große Chance.

Ich denke mir, dieser spannende Prozess kommt auch auf die Muslime zu.

Der Dialog, falls gewünscht, kann diese Entwicklung begleiten. Wir können den Muslimen in dieser Phase der Verunsicherung unsere Solidarität anbieten, ihnen versichern: der Dialog ist keine versteckte Mission. Wir können im Gespräch, im Dialog, in einer ehrlichen, offenen Form, aufeinander zu gehen - auch wir können von den zu erwartenden Fragen an die etablierte Mehrheitsgesellschaft nur lernen. Persönlich hoffe ich sehr, dass ein Weg gefunden wird, in dem die Kinder Abrahams - und das sind in erster Linie - Juden und Muslime, Zeichen setzen für ein friedliches Miteinander, das aus dem Dreiergespräch insgesamt das wächst, dass wir als Freundschaft bezeichnen